

«Z. B. Der gestiefelte Kater»

Was ist so einzigartig daran, Geschichten von Schauspielern, Regisseuren oder Dichtern auf einer Bühne erzählt zu bekommen? Angetrieben von einer Sehnsucht, Dunkelzonen und nicht rational begreifbare Bereiche des eigenen Daseins zu erforschen, haben die Romantiker über Kunst, Sprache und Imagination das eigene Ich und die Realität zu entfesseln versucht. In ihrem Spiel mit den verschiedensten Inhalten und Formen beginnen Wunder, Magie, Zauber, Geheimnis, Schein und ständige Verwandlung innerhalb der Kunst und des alltäglichen Lebens zu existieren. Momente der Romantik, die für jeden Einzelnen unerwartete Erfahrungen möglich machen und neue Welten öffnen? Momente, die nicht im Sinne eines Nützlichkeitsdenkens funktionieren, sondern Geheimnis bleiben und ihren Zweck in sich selbst tragen? Ist das Theater in seiner Besonderheit womöglich auch ein Ort, an dem Zuschauer und Mitwirkende Teil einer Welt werden, die sie aus anderen Perspektiven erleben, als sie es gewohnt sind?

Der Regisseur Jan Bosse widmet sich mit diesem Projekt wieder einem seiner Lieblingsthemen: Er stellt das Verhältnis zwischen dem Theater und seinem Publikum - diesmal mit Texten aus der deutschen Romantik und Motiven aus Tiecks Werk - ins Zentrum der Debatte.

Schauspielhaus, 20h.

Tages-Anzeiger; 15.09.2008; Seite 45ges
Kultur GES

Raus aus dem Glück, rein ins postromantische Theater

Saisonstart am Schauspielhaus Zürich: Am Pfauen präsentierte Jan Bosse «z.B. der Gestiefelte Kater», ein elfenhaftes Tieck-Projekt, das aber Längen hat.

Von Alexandra Kedves

Am Anfang platzen alle Luftballons: Aus ist der Traum vom Kinderfest. Weg mit den Friede-Freude-Eierkuchen-gelben Fantasien; Platz da für einen «romantischen Abend nach Motiven von Ludwig Tieck»! Tieck: Das bedeutet Brüche und Boshaftigkeiten, Schauriges, Spassiges und selbstironisch Spitzes. Ein frühromantisches Märchenspiel eben, ein Metatheater, das sich selbst und seinem Publikum permanent eine lange Nase dreht. «Das Stück selbst - das kommt wieder als Stück im Stücke vor?», fragt eine Zuschauerfigur verwirrt in Tiecks Drama «Der gestiefelte Kater» aus dem Jahr 1797. Im Projekt «z. B. Der gestiefelte Kater», am Freitag am Pfauen uraufgeführt, ist das keine Frage mehr. Da wird geschachtelt, was die Bretter halten: Stück im Stück im Stück. «Äs isch emol, äs isch emol, äs isch emol», raunt eine Stimme zum Auftakt aus dem Off: die Stimme!

Es gibt nur eine Märchenfee, die aus ihrer Kehle diese uralte wohlige Wärme zaubern kann: Trudi Gerster. Ihre kichernden Hausmäuse und krächzenden Hexen hocken uns seit Kindertagen im Ohr, und für einen Augenblick sitzen wir wieder glücklich in Zeiten, in denen das Wünschen noch geholfen hat. Ein Meisterstreich des knapp 40-jährigen Stuttgarter Starregisseurs Jan Bosse (der in Zürich bestens eingeführt ist).

Mike Müller schiebt das Stück an

Dann aber wirft er uns heraus aus dem Glück und hinein ins ungemütliche, postromantische Geplänkel. Der Regisseur hat keine Lust, den «Gestiefelten Kater» zu inszenieren - verkündet der Schauspieler, der den Kater geben soll, ein mephistophelischer Jacques Palminger. Die symbolisch mehrfach geschichteten, goldenen Vorhänge heben sich, und ein kahler Guckkasten tut sich auf. Düsteres Dunkelblau: Bosses Stamm-Bühnenbildner Stéphane Laimé hat einen Himmel ohne Mond und ohne Gott auf die Pfauenbühne gebaut.

Der einzige Mann mit Bart, einem weissen Wallebart, der in der Leere Welterklärungen wagt, ist Mike Müller. Und keiner könnte die Kreuzung aus Julia Onken, Jürgen Fliege und Bruno Bettelheim besser parodieren als er. Warum er seinen witzigen Act allerdings in schleppendem, schwer schweizerisch getöntem Hochdeutsch durchziehen muss, will nicht recht einleuchten (dieser Gag sollte mal für ein Jahrzehnt verboten werden).

Mike Müller schiebt also das Stück an, das Bosse und seine Hamburger Kollegin Gabriella Bussacker aus Tiecks Kunstmärchen «Der blonde Eckbert» und «Der Runenberg» zusammengesetzt haben: zwei Texte, die von der Grösse und Gewalt des Irrationalen singen und die ewigen Fragen nach Identität und Realität stellen.

Sie hätten so schön spielen können!

Mal verlässt eine junge Frau, mal ein junger Mann das Elternhaus, trifft in der Waldeseinsamkeit aufs Widerständige, Wahre, Übernatürliche. Doch die beiden verraten diese Nachtseite (in sich selbst) und gehen schauerlich zugrunde. Cathérine Seifert, Jörg Pohl, André Meyer, Gottfried Breitfuss und Jacques Palminger wechseln dabei Rollen (Ritter, Jäger, Hexe, Heldin . . .) und Register (von komisch-ironisch bis tragisch-melancholisch). Ach, und man sieht, sie hätten so schön spielen können, wenn sie hätten dürfen. Aber wie ein böser Troll bugsiert uns Bosse aus jeder Illusion und sattelt noch ein paar Tricks obendrauf: bald richtig tolle, bald eher traurige Einfälle.

Hier zitiert er die Augsburger Puppenkiste - grossartige Grauensvision, wie da alle an Marionettenfäden hängen! -, dort das Trash-und-Trubel-Theater der Neunziger (das zieht sich). Beim Finale sind die Längen zwischendurch freilich vergessen: Ein Chor mit riesigen Viechern aus drei Jahren Matthias-Hartmann-Intendanz, frei nach Tiecks Personenliste - Eisbär, Hase, Rentier, Vogel, Mücke - singt zum Abschied ein «Lied für alle». Fast so herzerwärmend wie Trudi Gerster. Auf zum Fest!

Auch im Schiffbau sind die Tiere los, und Sina singt fast wie Nina Hagen

Niklaus Helbling spielt in «Von denen die überleben» bildstark mit der Apokalypse.

Von Simone Meier

Immer sind es im Theater und in den Medien die Väter, die regieren, die morden, die das Sturmgewehr im Schrank missbrauchen. Die grausame Herrschaft der Mütter hat man da noch zu wenig untersucht: Der Journalist Erwin Koch zum Beispiel erzählt von einer Bibliothekarin (u. a. gesprochen von Susanne-Marie Wrage), die erst ihre 19-jährige Tochter dahinmetzelt und dann versucht, sich selbst aus dem Leben zu befördern. Kochs Kulisse ist dabei ein solides, begehbare Holzhaus der holländischen Künstlerin Mathilde ter Heijne, von aussen sieht es aus wie ein Schweizer Chalet, ist jedoch die Rekonstruktion eines Hauses der Mosuo, einer matrilinear organisierten Ethnie im Südwesten Chinas. Krieg und Frieden liegen hier in der Welt der Frauen genauso dicht beieinander wie in derjenigen der Männer.

In der von Sitzgelegenheiten befreiten Schiffbauhalle 2 liegt neben der Koch-ter-Heijne-Installation eine Art riesiger, allerdings sehr ästhetischer und quicklebendig bevölkerter Tierkothaufen: Sibylle Berg hat die Geschichten dazu geschrieben, von Menschen, in deren Leben plötzlich ein stummes, pelziges Nagetier auftaucht und bald die Regie übernimmt und die Menschen meist fröhlich in den Tod gehen lässt. Der Kanadier Jon Pylpchuk hat dafür grosse und kleine Wesen gebastelt, die wie abgewetzte und halb verwesene Lieblingsspielzeuge daherkommen und in die schwermütigen Reflexionen der Figuren gerne Unflätiges dazwischenrufen.

Auch in der dritten Installation (Raphael Gyax vom Migros Museum hat zusammen mit Sibylle Berg die Künstler aufgetrieben) macht der Tod schliesslich irgendwie mehr Sinn als das Leben. Bleiche, arme Bauern kauern da zwischen Heuhaufen, daneben stehen ausgehöhlte Baumstämme

- in einem haust eine menschengrosse, eklig behaarte Spinne (furchterregend verkörpert von der Tänzerin Erna Omarsdottir), im andern der als Jäger verkleidete Teufel (Siggí Schwientek), der donnernd den Weltuntergang verkündet: Die von der isländischen Künstlerin Gabriela Fridriksdottir - sie ist übrigens die Cousine von Björk - gebaute Szenerie ist eine fantastisch überbordende Illustration zu Gotthelfs Novelle «Die schwarze Spinne».

Assoziativ verwobenes Triptychon

Die drei Geschichten sind assoziativ miteinander verwoben: Die mordende Mutter bei Erwin Koch heisst Christine wie die Spinnenfrau bei Gotthelf und ist Bibliothekarin wie eins der Unglücksmenschlein bei Sibylle Berg. Und die Tiere bei Berg verschmelzen mit der Psyche ihrer adoptierten Besitzer ebenso sehr wie die Spinne bei Gotthelf mit dem Körper von Christine. Es ist keine globale Katastrophe, die hier in den Untergang führt, sondern immer eine ganz persönliche Besessenheit.

Die Texte sind dabei so unterschiedlich wie ihre Autoren: Da ist die sachlich distanzierte Reportage von Koch, das mal zynische, mal amüsierte, aber immer anrührende Wühlen in den Seelennöten bei Berg, dann im stark bearbeiteten Gotthelf eine Reduktion auf eine schon fast biblisch strenge Endzeit-Metaphorik.

So entsteht unter der Regie von Niklaus Helbling in knapp neunzig Minuten ein sinnliches und unterhaltsames Triptychon der Apokalypse, an der schlicht jede Kreatur auf Erden ihre Mitschuld trägt.

Dazwischen singt keine andere als Sina in ungewohnt schwarzen Gothic- Gewändern und mit einer grossen, Nina Hagen plötzlich sehr ähnlichen Stimme mal auf Isländisch, mal auf Deutsch vom Ende der Welt. Und davon, dass nur die Schweizer dieses überleben werden. In einem Ufo.

Aber ob das dann noch Sinn macht?